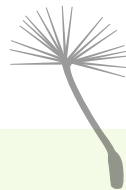


# mundart

Mitteilungsblatt des Mundartforums · 2021

## Inhalt

Mundart als Herzenssache	S. 2
Das ausgewählte Mundartwort: <i>Umues</i>	S. 3
Im Tram nach Trämligen	S. 4
Neuerscheinungen	S. 9
Neues vom Verein Züritüütsch	S. 10
Ausfall der Mitgliederversammlung 2020	S. 11
Wir trauern um	S. 11
Haben Dialekte eine Grammatik? Oder: Eine kleine Geschichte des Syntaktischen Atlas der deutschen Schweiz (SADS)	S. 12



## Mundart als Herzenssache

*It.* Als die in der Schweiz aufgewachsene Autorin und Journalistin Milena Moser einmal in Deutschland ein Taxi nahm, meinte der Taxifahrer zu ihr: «Sie sprechen ein so schönes Schwyzertütsch, da versteh ich beinahe jedes Wort.» Natürlich hatte sie, da sie sich in Deutschland befand, Hochdeutsch gesprochen. Vielleicht hätte es Frau Moser getröstet, dass es auch anderen Schreibenden aus der Schweiz bisweilen nicht besser erging. Friedrich Dürrenmatt soll bekanntlich einmal bei einer Rede in Deutschland auf die Aufforderung, doch bitte Hochdeutsch zu sprechen, entgegnet haben: «Ich kann nicht höher!».

Wie Moser und Dürrenmatt haben wohl schon viele Deutschschweizer die Erfahrung gemacht, dass ihr Hochdeutsch in Deutschland oder im Kontakt mit Deutschen als unbeholfen wahrgenommen oder zumindest von ihnen selbst so empfunden wird. Bei einigen scheint sich dies zu einem veritablen Minderwertigkeitskomplex ausgewachsen zu haben. So offenbar auch im Fall von Katharina Bracher, die kürzlich im Magazin der NZZ am Sonntag (25/2021) ihre eigenen Schwierigkeiten mit dem Hochdeutschen aufarbeitete und

die Deutschschweizer aufforderte, ihre sprachlichen Fähigkeiten zu verbessern: «Bitte lernt endlich Hochdeutsch sprechen».

Wie kompliziert das Verhältnis der Deutschschweizer zum Hochdeutschen ist, sieht man schon etwa daran, dass manche hierzulande Aufgewachsene zwar Deutsch als ihre Muttersprache ansehen, aber eher ungern Hochdeutsch sprechen. Die persönliche Erfahrung in der Lehre an der Universität zeigt, dass selbst Studierende im Fach Germanistik im Unterricht öfters in den Dialekt zurückfallen und daran erinnert werden müssen, dass die Unterrichtssprache Hochdeutsch ist. Stimmen aus dem jüngeren Teil der Bevölkerung bestärken den Eindruck, dass das Hochdeutsche auf wenig Gegenliebe stösst. Im Internetforum Reddit hat sich jüngst ein in die Schweiz Zugewanderter erkundigt, ob Hochdeutsch für die Schweizer eine Fremdsprache sei. Die beliebteste Antwort mit 109 Zustimmenden besagte, dass es für viele jüngere Deutschschweizer natürlicher wäre, Englisch zu reden als Hochdeutsch.

Das Unbehagen, das wir Deutschschweizer aufgrund unseres Hochdeutsch bisweilen verspüren, beruht allerdings zumindest teilweise auf Missverständnissen. Ja, unser Hoch-

## Das ausgewählte Mundartwort: *Umues*

*It.* Dem einen oder anderen ist vielleicht noch das Dialektwort *Umues* in der Bedeutung ‚Ärger, Problem, Schwierigkeit‘ bekannt. Verwendet wird es zum Beispiel in einer Äusserung wie *das isch es Umues gsi geschter*, soll heissen: es war eine schwierige, mühevollere Angelegenheit gestern. Betont wird es auf der ersten Silbe, dem *U-*, das kurz zu sprechen ist und hochdeutsch *Un-* entspricht. Im Idiotikon findet man das Wort unter dem Stichwort *Unmues(s)*. Das Wort scheint in älterer Zeit im Schweizerdeutschen verbreitet gewesen zu sein und lässt sich unter anderem für die Kantone Bern, Basel, Graubünden, Zürich, Luzern, St. Gallen und Appenzell belegen. Es kommt in verschiedenen Lautvarianten vor: *Umues(s)*, *Oonues*, *Unnemuess* (letzteres in Basel). Als Bedeutung gibt das Idiotikon an: ‚1. Mangel an Musse, infolge Überhäufung mit anderen Geschäften, 2. Geschäfte, Mühe, Plage‘. Das Wort existierte schon im Mittelhochdeutschen und lautete dort *unmuoze* f. ‚Unruhe, Mangel an Zeit, Geschäftigkeit‘. ●

Literatur: Id. 4, 497f.: Lexer 2, 1919.

deutsch klingt anders als dasjenige der Deutschen. Wir sprechen das *-r* in *Eimer* und *Kater* aus, unser *-ch-* kratzt mehr als das (bundes-)deutsche, wir sprechen das *-h-* in *Ehe*, unterlassen den Knacklaut in *Linguistik* und sprechen *richtig*, *wichtig* mit *-ig* und nicht *richtich*, *wichtich*. Dies mit «schlechtem» Hochdeutsch gleichzusetzen, wäre aber verfehlt: Es ist schlicht und einfach unsere Art, Hochdeutsch zu sprechen. In der Sprachwissenschaft spricht man von Schweizerhochdeutsch und

grenzt dieses von der (bundesdeutschen) Standardsprache ab. Genau so haben bekanntlich die Österreicher ihre eigene, regional gefärbte Art, Hochdeutsch zu sprechen. Und auch innerhalb Deutschlands sprechen nicht alle bühnenreifen Standard, sondern man hört auch dort regionale Färbungen.

Zu Missverständnissen Anlass gibt nicht selten auch der Begriff «Hochdeutsch» selber. Von der Geschichte des Begriffs her ist «Hochdeutsch»

primär einmal Gegensatz zu «Niederdeutsch» und bezeichnet diejenigen Regionen innerhalb des deutschen Sprachgebiets, welche die zweite Lautverschiebung mitgemacht haben. Es sind die Gebiete, wo man *Wasser, machen* und *Apfel* spricht und nicht *Water, maken* und *Appel*. Der Begriff ist also ursprünglich geografisch gemeint: Hochdeutsch in den höher gelegenen Regionen Mittel- und Süddeutschlands, der Schweiz und Österreichs, Niederdeutsch in den tieferen Regionen Norddeutschlands. Nachdem sich im Verlauf der Zeit eine (ostmitteldeutsch geprägte) Variante des Hochdeutschen zur Standardsprache entwickelt hatte, verstand man das *Hoch-* in *Hochdeutsch* zunehmend auch wertend, so wie etwa in den Wörtern Hochkultur oder Hochschule. Diese wertende

Komponente schwingt sicher auch mit, wenn wir Deutschschweizer heute die hochdeutsche Norm als ideal, aber unerreichbar empfinden.

Übrigens liegen gerade die oft in sprachlicher Hinsicht als besonders vorbildlich angesehenen norddeutschen Städte wie Hannover eigentlich in niederdeutschem Gebiet. In diesen Regionen gingen ab dem 16. Jahrhundert zunächst die Kanzleien, danach auch die restliche Bevölkerung vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen über. Es sind also ironischerweise gerade die «Seccondos», die (angeblich) das beste Hochdeutsch sprechen!

Wenn es darum geht, ob wir gutes oder schlechtes Hochdeutsch sprechen, muss man sich zuerst einmal klar werden, welches Hoch-

## Im Tram nach Trämligen

*lt.* Stiller Haas sang bekanntlich: Niemer wott me holte in Olte. Man möchte ergänzend anfügen: Au in Oholten (AG) wott niemer oholten. Und wer will schon in Steigen (SG) aussteigen? Lieber bleibt man auf seinem Sitz (OW) sitzen bzw. auf dem Hoggen (SO) hoggen. Setzt die Fahrt nach Furt (SO) fort. Unterwegs guggt man beim Guggi (ZG) aus dem Fenster, lässt den Blick über das Schweiffi (BE) schweifen. Gönnst sich bei Ambos (LU) einen Imbiss oder bei Gätzli (SZ) ein Guetzli. So gelangt man bequem im Zug nach Zug (ZG). Oder eben im Trämli nach Trämligen (GL). Aber keine Fahrt kann ewig dauern. Spätestens bei Schluss (SG) ist Schluss. ●

deutsch wir überhaupt anstreben. Wenn wir uns am bundesdeutschen Standard orientieren, müssen wir Schweizer unsere Kompetenz wohl tatsächlich überwiegend als ungenügend einstufen. Aber das ist wohl für die allermeisten auch nicht das beabsichtigte Ziel. Wieso sollten wir denn so sprechen (wollen) wie ein Hannoveraner? Wir haben in der Schweiz unsere eigene Tradition, Hochdeutsch zu sprechen, und es ist naheliegend, dass wir uns an dieser orientieren. Das Schweizerhochdeutsche genügt für unsere kommunikativen Zwecke vollumfänglich und wir müssen uns für dieses nicht entschuldigen oder schämen – genausowenig, wie sich etwa die Österreicher für ihr regional gefärbtes Hochdeutsch schämen müssten. Das Schweizerhochdeutsche ist nicht schlechter als das bundesdeutsche oder das österreichische Hochdeutsch, es ist bloss anders.

Die sprachliche Vielfalt, auf der die regionalen Varianten des Standards sowie auch unsere Dialekte beruhen, ist ein Resultat natürlicher Sprachwandelprozesse. Es ist somit die am Ort gewachsene und von den Kindern zuerst mündlich erlernte Mundart, die unsere Erst- und Muttersprache darstellt. Das Hochdeutsche, hierzulande oft auch Schriftdeutsch genannt, ist eine in einem zweiten Schritt und zu be-

stimmten Zwecken erlernte Sprachform: Verwendung als Unterrichts- und Schriftsprache, Kommunikation mit Bewohnern anderssprachiger Landesteile, mit Zugewanderten usw.

Die Vorstellung, dass die Verwendung von Mundart auf intellektuelle Defizite hinweise, wie die Schlagzeile von Katharina Brachers Artikel («Achtung, Mundart macht dumm!») suggeriert, ist daher nicht haltbar, ohne nahezu die gesamte Bevölkerung der Deutschschweiz als geistig beschränkt hinzustellen. Sie ist vielmehr dem Reich der wissenschaftlich längst widerlegten Vorurteile und Mythen rund um die Dialekte zuzuweisen. Wohin solche Vorstellungen im Extremfall führen können, zeigt etwa die langjährige Unterdrückung der in Frankreich gesprochenen Patois durch den französischen Zentralstaat, der diese «Bauernsprachen» zugunsten der vornehmen Pariser Sprachnorm unerbittlich – und erfolgreich – bekämpfte.

Noch problematischer ist die in Brachers Artikel wiedergegebene, aus dem 18./19. Jahrhundert stammende Idee, wonach komplexes Denken nur in «kultivierten» Sprachen möglich sei. Die Vorstellung, dass die Sprache das Denken forme und beschränke, ist in der Sprachwissenschaft unter dem Namen



Das Schweizerhochdeutsche ist nicht schlechter als das bundesdeutsche oder das österreichische Hochdeutsch, es ist bloss anders.



Sapir-Whorf-Hypothese bekannt und längst widerlegt worden. Dies gehört zum Grundwissen jeder sprachwissenschaftlichen Ausbildung. Des Weiteren führt die Idee sogar bedenklich nahe an im frühen 20. Jahrhundert virulente rassistische Ansichten heran, wonach sich «primitive» Völker auch «primitiver» Sprachen bedienten. Dies entbehrt aus sprachwissenschaftlicher Sicht jeglicher Grundlage.

Weiter schreibt Katharina Bracher in ihrem Artikel, der Zweck der Mundart sei die kulturelle Abgrenzung, und diese sei heute nicht mehr nötig. Diese Aussage beruht auf der irrigen Annahme, die Popularität der Mundarten in der Deutschschweiz beruhe hauptsächlich oder sogar

ausschliesslich auf dem Bedürfnis, sich von Deutschland abzugrenzen. Dies verkennt, dass die Mundarten auf natürliche Weise am Ort entstanden sind und hier die bodenständige Sprachform darstellen. Hinter der Verwendung der Mundart liegt also keine bewusste Absicht wie etwa eine kulturelle Abgrenzung, wenn auch die geistige Landesverteidigung ab den 1930er Jahren und der Zweite Weltkrieg natürlich einen Beitrag zur Popularität des Schweizerdeutschen geleistet haben.

So ist denn auch die Mundart aus unserem Alltag nicht wegzudenken. Sie ist wesentlicher Teil unserer Kultur und unserer Geschichte, ja ein Stück unserer Identität. Man denke bloss an die Basler Fasnacht – seit

2017 ein Teil des Unesco-Kulturerbes – mit ihren baseldeutschen «Schnitzelbängg», an die reichhaltige Mundartliteratur, an die Mundart-Musik von Mani Matter, Patent Ochsenner und den vielen anderen oder an die äusserst reichhaltige und vielfältige, aus der Mundart erwachsene Namenlandschaft, von Affoltern und Bütschwil über die Blüemlisalp, via Chrachen, Egg, Nollen, Rüti und Schwändi bis Zermatt.

Dass die Mundart Kulturgut ist und als solches Wertschätzung verdient, ist hierzulande zum Glück schon längst erkannt. So geniessen auch die vier grossen nationalen

Wörterbuchprojekte, von denen das Schweizerische Idiotikon die deutschsprachigen Gebiete abdeckt, anhaltend hohen Status und Rückhalt in der Wissenschaft und in der Bevölkerung. Die Schweizer Germanistik hat sich auch anderweitig um die Dokumentation der Dialektlandschaft verdient gemacht, etwa durch die Publikation einer Reihe von Ortsgrammatiken seit dem 19. Jahrhundert, zahlreicher Einzelstudien sowie besonders auch des grossen, 2003 abgeschlossenen Sprachatlas der deutschen Schweiz.

Für jeden, der diese Hintergründe kennt, ist leicht verständlich, dass

“Anfangs ist es mir störend vorgekommen, dass Regina – natürlich konnte sie nicht anders – mit unserem Säugling schriftdeutsch sprach, hamburgisch, [...]. Übrigens habe ich unsere unterschiedliche Sprache schon vorher oft als etwas Trennendes erlebt. Gerade Herzessachen erwiesen sich für mich, sobald ich sie formulieren wollte, als muttersprachliche Herzessachen, und je heißer das Empfinden war, desto kühler tönte die Übersetzung. Es ist uns Schweizern, zumindest im mündlichen Verkehr und abgesehen von der Furcht vor Kasusfehlern, kaum möglich, auf hochdeutsch Liebe oder Leidenschaft zu äussern, ohne uns künstlich zu finden. Und umgekehrt, uns klingen Liebesworte, hochdeutsch in unser Ohr gestammelt, ein wenig unvertraut, ja fast gestelzt, so stammelt man sonst nur am Bildschirm und im Schauspielhaus, kurzum, es hat mir immer weh getan, daß Fremdheit ausgerechnet im intimen Bereich spürbar wurde.”

(Aus: Markus Werner, Bis bald. München: DTV-Verlag, 1992. S. 38f.)

die Mundart für uns nicht bloss irgendeine beliebige Sprachform ist, die genausogut durch das Hochdeutsche ersetzt werden könnte. Auch bekannte Schweizer Autoren wie Jeremias Gotthelf, Friedrich Dürrenmatt oder Markus Werner schrieben bekanntlich mit einer schweizerisch gefärbten Sprache. Ihre literarischen Werke enthalten zahlreiche Helvetismen, die sie nicht etwa zu vermeiden suchten, sondern bewusst einsetzten.

Die genannten Autoren thematisierten dies in ihren Werken stellenweise auch explizit, etwa indem Dürrenmatt in *Romulus der Grosse* seine Charaktere diskutieren lässt, ob man nun «Morgenessen» oder «Frühstück» sage. Markus Werner wiederum lässt im Roman *Bis bald* seinen Romanhelden sagen, dass sich diesem «gerade Herzessachen

... als muttersprachliche Herzessachen [erwiesen]», und meint mit Muttersprache hier die Mundart gegenüber dem Hochdeutschen (siehe Box). Damit spricht der Romanheld wohl für viele Deutschschweizer, für die die Mundart die Sprache der Nähe, der Familie und des Daheimseins ist. Dies heisst freilich nicht, gegen das Hochdeutsche zu sein, das in unserem Sprachleben unzweifelhaft eine wichtige Rolle spielt, als Schriftsprache und für die Kommunikation mit Nicht-Dialekt-sprechern unverzichtbar ist und zu Recht eine zentrale Stellung in unserer Schulausbildung einnimmt. ●

*Quellen: M. Moser (1998): Coiffeur heisst auf Deutsch Frisör. In: Sprachspiegel 54, 4: 173ff. — Dürrenmatt und das Hochdeutsch (SRF), <https://bit.ly/3jqOz4w> — Reddit-Thread: <https://bit.ly/3jQPD0w> — W. König (2007), dtv-Atlas Deutsche Sprache, S. 102 — E. Seebold (1981): Etymologie. S. 35f.*





## Neuerscheinungen

It. Im Folgenden präsentieren wir eine Liste von Neuerscheinungen im Bereich der Mundartliteratur und der sprachwissenschaftlichen Forschung zum Schweizerdeutschen. Zugesandte Exemplare werden in unser Mundartliteratur-Archiv aufgenommen.

Blum-Bruni, Verena (2020): *Chüderle u chutte. Gschichte us Bärn*. Basel: Zytglogge.

Brander, Claudia (Hrsg.) (2020): *Elisabeth Pfluger: Soledurn - Mi Heimed!* Band 2 in der Reihe Schriften von Elisabeth Pfluger. Fulenbach: Verlag Alte Chäserei.

Ruoss, Emanuel; Juliane Schröter (Hrsg.) (2020): *Schweizerdeutsch: Sprache und Identität von 1800 bis heute*. Basel: Schwabe.

Schmocker, Rolf (2020): *Bettiger Gschichtli*. 2. Auflage. Eigenverlag.

Schneider, Thomas Franz; Luzius Thöny; Roland Hofer (Hrsg.) (2020) *Ortsnamenbuch des Kantons Bern*.

[Alter Kantonsteil] *Begründet von Paul Zinsli. I. Dokumentation und Deutung: Sechster Teil: Se-Di/Ti*. Erarbeitet vom Redaktorenteam der Forschungsstelle Berner Namenbuch, Martina Heer, Roland Hofer, Simon Kistler, Thomas Franz Schneider und Luzius Thöny. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Schobinger, Viktor (2021): *De fall Ääschme*. Züri-Krimi 35. Zürich: Schobinger-Verlaag.

Schobinger, Viktor (2020): *Der Ääschme langet in es wäschpinäscht*. Züri-Krimi 34. Zürich: Schobinger-Verlaag.

Schwarze, Christoph (2020): *Schweizerdeutsches Gebrauchs-Wörterbuch für die Ostschweiz*. Tägerwilten: Selbstverlag. 16 Seiten.

Weber-Thommen, Vreni (2020). *Wie zum Gugger schrybt me – schriibt – schriibt mä – schriipt me – schrybbtme – Baselbieterdütsch – ooni – ohni - wüäschtli Feeler – wüeschti Fähler – Fäaler – Fehler z mache? Eine einfache und vergnügliche Anleitung zur Schreibweise unserer Mundart*. Liestal: Verlag Basel-Landschaft.



## Neues vom Verein Züritüütsch

*It.* Die ehemalige Gruppe Zürich unseres Vereins hat sich im Jahr 2020 neu aufgestellt. An der Jahresversammlung 2020 wurde ein mehrheitlich neuer Vereinsvorstand unter dem Präsidium von Urs Bühler gewählt. Weitere Vorstandsmitglieder sind Daniel Manz, Anne-Regula Keller sowie die bisherigen Alfred Egli und Susanne Gnehm.

Es wurde auch eine Namensänderung beschlossen. Neu ist die Organisation unter dem Namen (*Verein*) *Züritüütsch* aktiv. Seit kurzem ist zudem unter [zueritueutsch.org](http://zueritueutsch.org) ein von Grund auf erneuerter Internetauftritt online.

Das Veranstaltungsprogramm des Vereins ist wegen der anhaltenden Coronavirus-Pandemie bis auf Weiteres ausgesetzt. ●

[www.zueritueutsch.org](http://www.zueritueutsch.org)

## Ausfall der Mitgliederversammlung 2020

*It.* Aufgrund der Coronavirus-Pandemie hat die jährliche Mitgliederversammlung im Jahr 2020 nicht stattfinden können. Stattdessen haben wir die einzigen statuarisch erforderlichen Geschäfte des Vereins in einer brieflichen Abstimmung abgewickelt. Es handelte sich um die Bestätigungswahl des Vorstandsmitglieds Sandro Bachmann und die Abstimmung zur Kassenrechnung 2020.

Am Stichtag waren 30 Stimmzettel bei uns eingegangen. Die Resultate lauten wie folgt: Das Vorstandsmitglied Sandro Bachmann wurde mit 30 : 0 Stimmen für weitere drei Jahre im Amt bestätigt. Die Jahresrechnung 2020 mit einem Jahreserfolg von –1293.20 Fr. wurde ebenfalls mit 30 : 0 Stimmen angenommen. ●



## Wir trauern um

*It/ark.* Am 5. Dezember 2019 verstarb **Alfred Vogel** (1941–2019) in seinem 78. Lebensjahr. Alfred Vogel war von 2008 bis 2015 Präsident unsees Vereins, der zu dieser Zeit den Namen «Verein Schweizerdeutsch» trug. Er wohnte in Marthalen im Kanton Zürich, zuletzt in Rheinau. Er hat die Geschicke des Vereins mit viel Engagement und Fleiss gelenkt. Wir sind ihm dankbar für seinen grossen, umsichtigen, wohlwollen Einsatz für unseren Verein und werden ihn und seine Verdienste in Ehren halten.

Am 19. Mai 2021 verstarb **Rita Frank-Fuchs** (1946–2021), wohnhaft in Buochs. Sie war engagiertes Mitglied unseres Vereins und verfasste selber Dialektgedichte, von denen wir im letzten Mitteilungsblatt (Jahrgang 2020) eines abgedruckt hatten. 2019 regte sie an, unsere Mitgliederversammlung einmal nach Stans in den Kanton Nidwalden zu holen. Noch im Jahr 2020 unterstützte sie den Vereinsvorstand tatkräftig bei der Vorbereitung der Versammlung, die dann allerdings wegen Corona nicht stattfinden konnte. ●

# Haben Dialekte eine Grammatik? Oder: Eine kleine Geschichte des Syntaktischen Atlas der deutschen Schweiz (SADS)

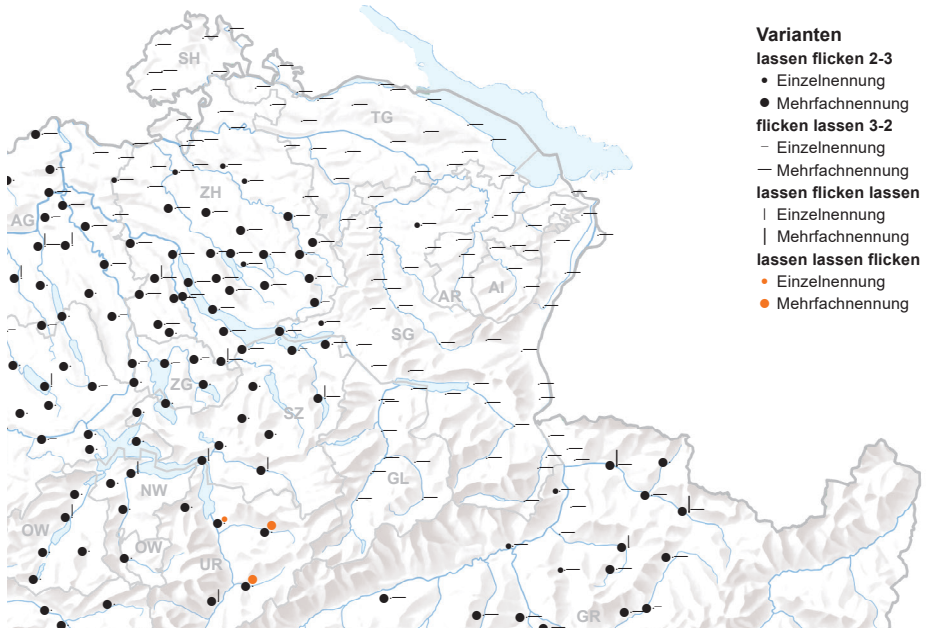
sb. Manch ein Leser kennt vermutlich den Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) oder mindestens die beliebte Volksausgabe davon, den Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz (KSDS). Der SDS versammelt in 8 Bänden über 1500 Karten zu den Eigenheiten der alemannischen Dialekte der Schweiz.

Die meisten dieser Karten widmen sich dem Wortschatz oder der Aussprache, was nicht weiter erstaunen mag, da den meisten Sprechern des Schweizerdeutschen auch genau in diesen beiden Bereichen Unterschiede zwischen verschiedenen Dialekten auffallen: Je nachdem, ob die Eltern ihr Kind im Freibad davor warnen, das Wasser sei zu *töif*, *teif*, *tüüf* oder *dief*, kann man seine Schlüsse ziehen, aus welcher Region die belauschte Familie etwa kommen mag. Wenn jemand zu Ihnen sagt, er sei von einem *Hogibe* oder einem *Geisshirt* in der Waschküche begrüsst worden, verstehen

Sie entweder nur Bahnhof oder sie können die Person ziemlich genau dem Wallis oder dem Berner Oberland zuordnen. (Es handelt sich um eine Spinne namens *Weberknecht* – vielen Schweizern als *Zimmermaa* bekannt.)

Zudem beschäftigt sich der SDS auch etwa mit der Konjugation. Ein viel zitiertes Beispiel hierfür sind die Pluralformen beim Verb. Während man im östlichen Teil der Deutschschweiz für alle drei Personen im Plural dieselbe Form verwendet (*mier schriibed*, *ier schriibed*, *si schriibed*), haben die Dialekte im westlichen Teil der Deutschschweiz zwei verschiedene Formen (*mir schriibe*, *iir schriibet*, *si schriibe*). Wer aus dem Wallis kommt, verwendet gar drei verschiedene Formen (*wier schriibe*, *ier schriibet*, *shi schriibunt*).

In anderen Bereichen der Sprache, etwa wenn es um den Satzbau geht, sind die Unterschiede weniger offenkundig. Sie sind uns Dialektsprechern oft gar nicht bewusst. Hätten Sie etwa gewusst, dass manche Verben in gewissen Dialekten generell verdoppelt werden, in anderen jedoch nicht? Wenn jemand zum Beispiel sagt: *Er laaf de Schriiner choo*, ist die Chance gross, dass die Person aus der östlichen Deutschschweiz kommt. Aber wenn er oder sie sagt: *Er laaf de Schriiner la choo*, dann



Ausschnitt aus einer Beispielkarte des Syntaktischen Atlas der deutschen Schweiz: Position und Verdoppelung von *lassen* (Perfekt)

kommt die Person vermutlich aus der Innerschweiz oder dem westlichen Teil der Deutschschweiz. Solche Unterschiede gibt es noch mehr. Sie sind jedoch weniger auffällig als es Aussprache- oder Wortschatzvarianten sind.

Genau dies ist auch der Grund, weshalb es im SDS nur etwa eine Handvoll Karten zum Satzbau gibt. Auch Sprachwissenschaftler waren sich lange nicht sicher, ob und insbesondere wie stark sich Dialekte in dieser Hinsicht vom Standarddeutschen bzw. untereinander unterscheiden, gerade in der kleinen Schweiz. Der

Verdacht, dass die Vielfalt der Dialekte in der Schweiz aber nicht nur auf die Aussprache und den Wortschatz beschränkt ist, sondern auch in der Grammatik relativ gross sein muss, wuchs zusehends, und so war es an der Zeit, dies näher zu erforschen.

Der neue Syntaktische Atlas der deutschen Schweiz (SADS) schliesst nun diese Lücke in der wissenschaftlichen Beschreibung der Dialekte. Nach 21 Jahren Forschung gibt das Team unter der Leitung von Prof. em. Dr. Elvira Glaser im Herbst dieses Jahres den zweibändigen Atlas heraus. Dieser zeigt auf, wie sich die

schweizerdeutschen Mundarten hinsichtlich des Satzbaus unterscheiden. Während für den SDS Explorator an 573 Orten der Schweiz über mehrere Tage hinweg mündliche Befragungen der Gewährspersonen durchführten, wurden für den SADS schriftliche Fragebögen per Post an Gewährspersonen an 383 Orten versendet. Statt wie im SDS nur eine bis zwei Personen pro Ort zu befragen, wurden für den SADS mindestens 3, durchschnittlich aber 8 Personen befragt. Dies erlaubt es, auch Übergangszonen besser zu erkennen.

Mit Übergangszone ist gemeint, dass verschiedene Leute an demselben Ort unterschiedliche Varianten verwenden. Schauen wir uns zum Beispiel nochmals das Verb *lassen* an. Sobald man *lassen* in der Vergangenheit verwendet, wird das Verb in den meisten Regionen zwar nicht mehr verdoppelt, aber es gibt einen

anderen Unterschied zwischen Ost und West. Im Westen sagt man etwa: *Hesch d Uur la flicke?*, während man im Osten eher sagt: *Hesch d Uur flicke la?* Der Kanton Zürich etwa stellt hier eine Übergangszone dar: Hier hört man beide Varianten, d. h. je nachdem mit wem man spricht, hört man das eine oder das andere. Eine Person kann beides verwenden, ohne sagen zu können, welche Variante «richtiger» klingt.

Sie haben sicherlich auch schon erlebt, dass Sie eigentlich mehr als nur eine Variante als «richtig» empfinden; vielleicht sagen sie tatsächlich beides – manchmal so, manchmal so. Genau gleich erging es den meisten der 3178 Gewährspersonen, die wir für den SADS befragt haben. Bei manchen Fragen wurden bis zu 8 Varianten ausgewählt oder zusätzlich hingeschrieben. Durchschnittlich haben die Gewährsleute eine bis



Der Syntaktische Atlas der deutschen Schweiz (SADS) kann erstmals für den gesamten Deutschschweizer Raum detailliert aufzeigen, dass (und wie) sich die Dialekte hinsichtlich ihres Satzbaus unterscheiden.

drei Varianten angegeben. Der Syntaktische Atlas der deutschen Schweiz (SADS) kann erstmals für den gesamten Deutschschweizer Raum detailliert aufzeigen, dass (und wie) sich die Dialekte hinsichtlich ihres Satzbaus unterscheiden. Die Variation, die wir in den Dialekten finden, ist jedoch nicht nur regional, sondern kann auch an einem einzigen Ort vorhanden sein, ja sogar ein und dieselbe Person kann unterschiedliche Varianten verwenden. Etwa so, wie sich der Zürcher offenbar nicht entscheiden kann, ob er nun lieber *la flicke* oder *flicke la* sagt. Spätestens jetzt wissen wir also alle: Dialekte haben eine Grammatik! Und manchmal sogar mehr als eine ...

Der Syntaktische Atlas der deutschen Schweiz gibt auf 216 farbigen Dialektkarten Auskunft über die

regionale Verteilung ausgewählter Phänomene des Satzbaus. In den neusten Auflagen des Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz (KSDS) finden Sie übrigens auch ein Kapitel zum Satzbau, welches auf den Daten des SADS basiert. Der Syntaktische Atlas der deutschen Schweiz erscheint im Herbst 2021 bei Narr. ●

*Literatur: Glaser, Elvira; Bachmann, Sandro; Bart, Gabriela et al. (im Druck): Syntaktischer Atlas der deutschen Schweiz. 2 Bände. Tübingen: Narr. — Christen, Helen; Glaser, Elvira; Friedli, Mathias (Hrsg.) (2019): Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz. Mit Karten und Grafiken von Manfred Renn. 7. Auflage. Frauenfeld: Huber. — Glaser, Elvira; Stoeckle, Philipp; Bachmann, Sandro (2020): Faktoren und Arten intrapersoneller Variation im Material des Syntaktischen Atlas der deutschen Schweiz (SADS). In: Speyer, Augustin; Hertel, Julia (Hrsg.): Syntax aus Saarbrücker Sicht 3. Beiträge der SaRDIS-Tagung zur Dialektsyntax. Stuttgart: Steiner. 11–40. — Trüb, Rudolf (2003): Sprachatlas der deutschen Schweiz. Abschlussband. Werkgeschichte, Publikationsmethode, Gesamtregister. Tübingen: Francke.*

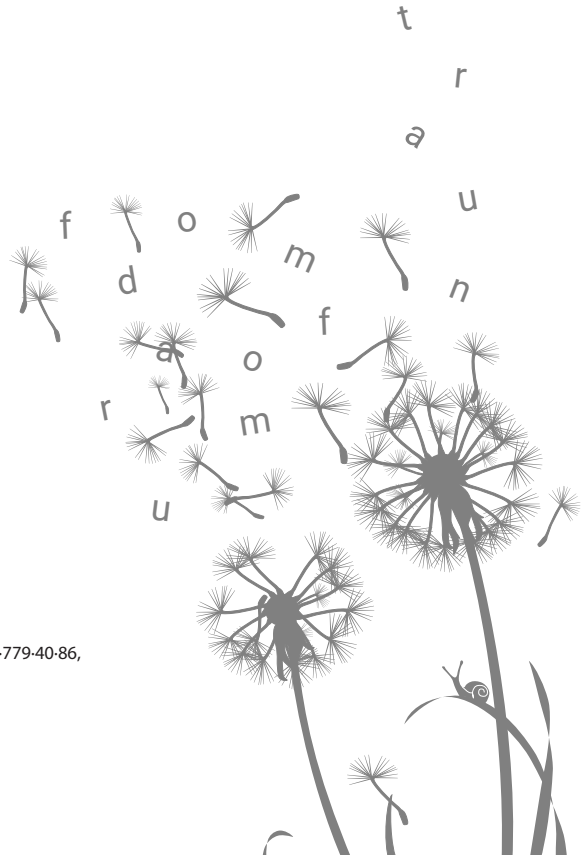


## Vorstand des Vereins

Luzius Thöny (Präsident), Martina Heer (Vizepräsidentin und Kassierin), Lisa Dermond, Anne-Regula Keller, Rolf Landolt, Sandro Bachmann, Manuela Weibel (noch nicht gewählt), Vanessa Zingg (noch nicht gewählt). Als Revisorin amtiert Daniela Beglinger.

www: <https://mundartforum.ch>

e-mail: [kontakt@mundartforum.ch](mailto:kontakt@mundartforum.ch)



Redaktion: L. Thöny, Ahornweg 1a, 3012 Bern, 079-779-40-86,  
[lucius.antonius@gmail.com](mailto:lucius.antonius@gmail.com)

Druck: Jordi AG, 3123 Belp